

O GOTT

FÜNF GEISTLICHE VORTRÄGE VON PFR. WALTER MÜCKSTEIN

Gott.

Du hast uns geschaffen – doch wir kennen dich kaum.

Du liebst uns – und doch bist du uns fremd.

Hilf uns, dich erkennen, dich verstehen, dich lieben.¹

Im Rahmen einer „Woche der Glaubensvertiefung“ entstanden vor einigen Jahren fünf Vorträge, die Gottes Beziehung zu uns und unsere Beziehung zu Gott in den Blick genommen haben. Sie entfalten eine Grundbotschaft, die sich in allen fünf Impulsen wiederfindet: Der Glaube an Gott ist nicht Theorie, sondern Beziehung. Gott bleibt Geheimnis, größer als alle Namen und Bilder, und doch ist er nicht fern. Er ist der „Ich bin“, die lebendige Wirklichkeit, die uns trägt. Wir dürfen ihn suchen – in uns selbst, in unseren Mitmenschen und in der Schöpfung. Aber er entzieht sich dem Zugriff, damit die Begegnung mit ihm lebendig bleibt: Gott geschieht; er ereignet sich in Liebe.

Gerade im Leid, das viele zum Zweifel treibt, zeigt sich Gottes Nähe. Leid ist nicht von Gott gewollt, sondern Folge menschlicher Freiheit und Ausdruck einer Welt, die noch nicht vollendet ist. Gott aber verlässt uns nicht in dieser Unvollkommenheit. Er trägt uns durch schwere Zeiten, wie es der Träumende in einer bekannten Geschichte sieht und erfährt: „Wo du nur ein Fußpaar im Sand siehst, da habe ich dich getragen.“

Gottes Antwort auf unsere tiefsten Fragen ist eine Person: Jesus Christus. In ihm wird Gottes Liebe greifbar, sichtbar, erfahrbar. Er steht an der Seite der Leidenden, er identifiziert sich mit den Schuldigen, er teilt mit uns Leid und Tod. Gerade dadurch eröffnet er uns neue Hoffnung: Auferstehung, neues Leben, eine Zukunft, in der Leid und Tod nicht das letzte Wort haben.

Aus dieser Erfahrung erwächst der Auftrag zu einem gelebten Glauben. Christsein bedeutet nicht zuerst, Vorschriften einzuhalten oder nur sonntags die Kirche zu besuchen, sondern im Alltag aus der Nähe Gottes zu leben: Gemeinschaft zu suchen, Hoffnung weiterzugeben, für Menschenwürde und für die Schöpfung einzustehen. Christen sagen Ja zum Leben, Ja zur Verantwortung und zugleich Nein zu allem, was zerstört und verletzt.

So entfaltet die Vortragsreihe ein Bild von Gott, das zugleich tröstet und herausfordert: Gott ist Liebe, die uns begegnet, trägt und verwandelt. Er lädt uns ein, ihm zu vertrauen, uns auf ihn einzulassen und mit seiner Kraft mitten unter den Menschen ein Leben in Freiheit, Hoffnung und tätiger Nächstenliebe zu führen.

¹ Vgl. Messbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebiets. Tagesgebete zur Auswahl 2.

O GOTT

Das entfaltet sich in folgenden fünf Schritten:

- 1 **WER BIST DU GOTT – WIE IST DEIN NAME?** Seite 03

Gott entzieht sich allen Namen und bleibt Geheimnis – und doch können wir ihn in Erfahrungen wie Liebe, Leben, Freiheit und Gerechtigkeit erahnen. Er ist kein „Gegen-Stand“, sondern lebendige Beziehung. Gott ist Liebe. Er liebt, und er teilt diese schöpferische Liebe mit uns. Als sein Ebenbild sind wir zur Liebe fähig und gerufen, ihm im persönlichen Vertrauen zu begegnen.
- 2 **WO BIST DU GOTT – KANN ICH DICH FINDEN?** Seite 07

Gott „wohnt“ dort, wo man ihn einlässt: in uns selbst, in unseren Mitmenschen, besonders den Armen, und in der Schöpfung. Ihn zu suchen heißt, sich einzulassen, tiefer zu schauen und hinter dem Vordergründigen den Ursprung zu erkennen. Wer den Mut hat, sich der Welt, den anderen und sich selbst zu öffnen, erfährt: Gott ist da – mitten im Leben.
- 3 **WARUM O GOTT – MÜSSEN WIR LEIDEN?** Seite 11

Leid entsteht aus der Unvollkommenheit einer werdenden Welt und ist Folge der menschlichen Freiheit. Gott verursacht es nicht, sondern trägt uns hindurch. Er mutet uns zu, dass die Schöpfung wächst und sich entfaltet – mit Schmerzen wie bei einer Geburt. Doch er gibt Hoffnung: Leid und Tod haben nicht das letzte Wort. Wer sich ihm anvertraut, erfährt Trost, Kraft und eine Zukunft, in der Freiheit und Herrlichkeit offenbar werden.
- 4 **JESUS CHRISTUS - GOTTES ANTWORT AUF UNSERE FRAGEN** Seite 15

In Jesus wird Gottes Liebe greifbar: Er heilt, vergibt, stellt sich auf die Seite der Schwachen – und nimmt selbst Leid und Schuld auf sich. Damit zeigt er: Gott schickt kein Leid, sondern teilt es und verwandelt es in neues Leben. In Kreuz und Auferstehung begegnet uns die Zusage, dass Gottes Liebe stärker ist als Schuld und Tod. So wird Jesus zur Antwort auf unsere tiefsten Fragen und zur Quelle unserer Hoffnung.
- 5 **PRAKTIZIERTER GLAUBE: ZEUGNIS GEBEN FÜR DAS LEBEN** Seite 19

Glaube bleibt nicht Theorie, er will gelebt werden. Christen sind gerufen, im Alltag Hoffnung auszustrahlen, Gemeinschaft zu leben, für Menschenwürde und Schöpfung einzutreten. Glauben heißt Ja zum Leben und zugleich Nein zu allem, was zerstört. In der Kraft des Geistes wird unser Tun fruchtbar. So gehen wir mit Gott unter die Menschen – als Zeuginnen und Zeugen einer Liebe, die Freude schenkt und Hoffnung weckt.

1. WER BIST DU GOTT – WIE IST DEIN NAME?

Gestatten – Mückstein mein Name. Wenn wir miteinander reden oder auf andere Weise in Beziehung treten wollen, stellen wir uns vor – ob auf der Straße, bei einer Behörde, am Telefon, bei einem Fest Durch unseren Namen werden wir fassbar, erfahrbar, auch wenn er nichts mehr über unseren Beruf aussagt (so sind viele Nachnamen wie „Müller“ oder „Schulze“ ja entstanden) oder über unser Wesen wie z. B. bei manchen Naturvölkern oder auch im Alten Testament. Wir sprechen davon, dass jemand einen Namen hat und meinen damit, dass er oder sie bekannt und anerkannt ist. Und um Menschen zu demütigen, haben die Nazis ihnen z.B. im KZ den Namen genommen und sie zu einer Nummer gemacht. Der Name ist uns wichtig. Und so liegt es auf der Hand, dass wir zuerst nach dem Namen fragen, wenn wir in dieser Woche der Glaubensvertiefung neu mit Gott in Beziehung treten wollen.

Im Alten Testament (AT) gibt es dazu eine Geschichte. Der Schafhirte Moses hört eine Stimme aus einem brennenden Dornbusch: *„Ich bin der Gott deiner Väter“*. Eine Weile unterhält sich Moses mit dieser Stimme, und er bekommt den Auftrag, davon seinem Volk Israel zu erzählen. Da will er es dann genauer wissen und sagt zu Gott: *„Gut, ich werde also zu den Israeliten kommen und ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Da werden sie mich fragen: Wie heißt er? Was soll ich ihnen darauf sagen?“* – Da antwortete Gott dem Mose: *„Ich bin der „Ich bin“*. Und er fuhr fort: *„So sollst du zu den Israeliten sagen: Der „Ich bin“ hat mich zu euch gesandt. ... Das ist mein Name für immer, und so wird man mich nennen in allen Generationen.“* (Ex 3,14f) – Das ist eine erste Antwort auf die Frage nach dem Namen Gottes.

Eine zweite Antwort finde ich in der folgenden Geschichte: Eine kleine Gruppe von Leuten kommt zu einem Kloster, in dem ein erfahrener geistlicher Meister lebt. Sie fragen ihn: «Wenn ihr zu Gott betet, welchen Namen gebt ihr ihm?» Und der Mönch antwortet: «Er hat keinen Namen. Gott kann man nicht in einen Namen pressen. Der Name ist ein Gefängnis. Gott ist frei.» «Wenn ihr ihn aber rufen wollt? Wenn es notwendig ist, wie ruft ihr ihn?» «Ach!» antwortete er, «Ach! werde ich ihn rufen.»² Diese Geschichte kommt aus der islamischen Spiritualität und wirkt vielleicht zuerst etwas fremd, aber ich finde im Römerbrief durchaus eine christliche Entsprechung: *„Wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können“* (Röm 8,26). Um mit Gott in Beziehung zu treten, ihn angemessen anzureden, fehlen uns die Worte. Was bleibt, ist ein Seufzen: *«Ach! werde ich ihn rufen»*.

Diese beiden Geschichten markieren die Eckpunkte des Spannungsbogens für unsere Frage nach Gott: Gott weiß keinen anderen Namen für sich als JAHWE – „ICH BIN!“: Gott ist, das genügt, mehr gibt es nicht zu sagen. Alles andere ist wortloses Stammeln: Ach Gott! Und selbst dieses Stammeln und Seufzen vollbringen wir nicht aus eigener Kraft; Gott selbst bewirkt es in uns durch seinen Geist.

Aber wir hätten es gern konkreter. Unter einem „Ich bin“ oder einem „Ach!“ können wir uns nichts vorstellen – und Sie wären sicher enttäuscht, wenn Sie hier nicht mehr über Gott erfahren würden.

In seinem Buch „Es ist Zeit, an Gott zu denken“ schreibt Kardinal Karl Lehmann: *„Ich sage gerne, Gott hat viele Vornamen ...: Gerechtigkeit für Menschen zu erreichen ...; Hoffnung auch für die Hoffnungslosen; Liebe und Solidarität für alle. Das sind Vornamen Gottes uns sie ergeben eine Öffnung, einen Übergang zum wirklichen Gott, zum göttlichen Gott.“*³

² Vgl. Hubertus Halbfas, *Der Sprung in den Brunnen*, Düsseldorf 1981, Seite 105-106

³ Karl Lehmann, *Es ist Zeit, an Gott zu denken*, Freiburg im Breisgau 2000, Seite 76

O GOTT

Mir gefällt dieser Gedanke. Meine liebsten Vornamen für Gott sind Leben, Liebe, Freiheit und Barmherzigkeit.

Diese Vornamen und Bilder können helfen, uns Gott zu nähern. Sein wirklicher Name bleibt dabei Geheimnis. Der mittelalterliche Philosoph und Theologe Albert der Große hat es so ausgedrückt: „*DER UNNENNBARE ist der schönste all seiner Namen, denn er setzt ihn von vorneherein über alles, was man versuchen könnte, über ihn auszusagen.*“⁴

Auch hier gibt es wieder eine Parallele zum Islam. Dort sagt man, Gott, den die Muslime Allah nennen, habe 100 Namen. 99 davon seien bekannt, der hundertste – und ich möchte sagen, der eigentliche Name – aber bleibt uns verborgen, solange wir auf dieser Erde leben.

Aber die Suche nach dem Namen Gottes steht – auch in unserem Thema heute – erst an zweiter Stelle. Bevor wir Gott benennen können, stellen sich für viele Menschen noch ganz andere, viel grundsätzlichere Fragen:

Wer bist du, Gott? Gibt es dich überhaupt? Wie siehst du aus? Bist du ein Mann oder eine Frau oder beides? Und was bedeutet es, dass du Person bist, wie die Theologen sagen? Das verstehe ich nicht!

Ich möchte diese Fragen aufgreifen und mit einer paradoxen Aussage beginnen: „*Einen Gott, den „es gibt“, gibt es nicht!*“⁵ Aha, werden Sie vielleicht jetzt sagen, habe ich es doch immer schon gewusst oder befürchtet, und jetzt sagt es auch noch dieser Pfarrer: «Es gibt keinen Gott!» Falsch! Das habe ich nicht gesagt. Das sind keine Wortspielereien. Es geht noch einmal mehr um das Wesen und das Geheimnis Gottes. Alles, was es gibt, ist einmal entstanden und wird einmal vergehen. Als gläubige Menschen sagen wir: Alles, was es gibt, hat Gott erschaffen. Aber Gott hat sich nicht selbst erschaffen. Er hat nicht angefangen und er hört nie auf. Also gibt es ihn nicht im herkömmlichen Sinn des Wortes. Gott ist – und da sind wir wieder bei dem Namen, den er sich selbst gegeben hat: Jahwe. Gott ist, vor allem und jenseits von allem, was es gibt, gegeben hat oder je geben wird. Wenn wir die Seins-Weise Gottes überhaupt mit menschlichen Worten beschreiben können, dann noch am ehesten so: Gott geschieht, Gott ereignet sich, ja, Gott ist ein Ereignis. Ein Ereignis ist da, erkennbar, erlebbar, erfahrbar – und doch nicht zu fassen und festzuhalten; so etwa ist es mit Gott.

Aber eben nur so etwa. Denn ein Ereignis ist zunächst einmal etwas sehr Unpersönliches. Ein Sonnenuntergang z.B. kann ein solches Ereignis sein: beeindruckend und ergreifend. Ich kann ihn erleben, aber die untergehende Sonne nimmt mich nicht wahr; sie kann mich nicht hören und ich kann nicht zu ihr und mit ihr sprechen.

Und so ähnlich ist es auch, wenn wir sagen: Gott ist Kraft, Energie, Dynamik. Da ist jeweils etwas Wahres dran, aber es trifft nicht den Kern. Darum glauben wir Christen gemeinsam mit den Juden und Muslimen: Gott ist nicht unpersönlich, Gott ist Person.

Damit tun sich viele Menschen schwer, auch solche, die an Gott glauben. Sie sagen: Ich glaube, dass es Gott gibt, aber ich glaube nicht, dass er eine Person ist. Hinter dieser Aussage steckt ein Missverständnis: Person ist für uns im täglichen Sprachgebrauch ein anderes Wort für Mensch; und so verbinden wir mit dem Wort „Person“ das Bild einer menschlichen Gestalt mit Hand und Fuß, aus Fleisch und Blut. Und das trifft auf Gott ja nun wirklich nicht zu.

Person meint hier aber etwas anderes. Ein Brief, eine Einladung z.B. kann durchaus von einem Menschen aus Fleisch und Blut verfasst und trotzdem unpersönlich sein. Das empfinden wir so, wenn vom Verfasser nichts rüberkommt, wenn wir selbst uns nicht persönlich angesprochen fühlen. Das hat etwas mit Zuwendung und Liebe zu tun.

⁴ Zitiert aus: Peter Reifenberg (Hg.), *Gott – Das bleibende Geheimnis*, Würzburg 1996, Seite 110

⁵ Halbfas, a.a.O., Seite 72

O GOTT

Die untergehende Sonne ist schön, sie strahlt mich an, sie kann mich wärmen – aber sie liebt mich nicht.

Gott ist Liebe; er ereignet sich, indem er mich, uns, seine ganze Schöpfung liebt. Das kann nur eine Person – und das meinen wir, wenn wir Gott so nennen.

Das sagt zunächst etwas über Gott aus. In der Bibel heißt es aber: „*Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes erschuf er ihn. Männlich und weiblich erschuf er sie.*“ (Gen 1,27) Das heißt zunächst einmal: Weder die Männer noch die Frauen können je für sich Gott repräsentieren. Und umgekehrt: Gott ist weder Mann noch Frau, weder männlich noch weiblich – denn das wäre eine Einschränkung. Gott ist auch kein Zwitter, sondern ungeteilte Liebe und schöpferische Kraft jenseits aller menschlichen oder geschöpflichen Begrenzung.

Wir erfahren aber auch etwas über uns Menschen. Hier haben wir oft sozusagen in die falsche Richtung geschaut und gesagt: Wenn der Mensch Bild Gottes ist, dann muss Gott wohl so ähnlich aussehen wie wir Menschen. Aber es ist umgekehrt. Wenn wir Menschen Bild Gottes sind, dann müssen wir etwas haben, besser: etwas *sein*, was auch Gott ist: Und das ist genau die Persönlichkeit, die Fähigkeit zu lieben und frei zu entscheiden, wem wir diese Liebe schenken und wem nicht. Diese Liebe, die Gott uns nicht nur schenkt, sondern als Fähigkeit mit uns teilt, ist eine schöpferische Liebe. Sie genügt sich nicht selbst, sondern ist darauf ausgerichtet, Neues hervorzubringen – nicht nur, aber z.B. auch neues Leben.

Wenn Gott aber weder Mann noch Frau ist: Wie ist es damit zu vereinbaren, dass Jesus Gott „Vater“ nennt und die Kirche über all die Jahrhunderte das gleiche getan hat und tut? Wird Gott damit nicht doch zum Mann? Es lässt sich ja nun nicht leugnen, dass sich dadurch ein männliches Gottesbild eingepreßt hat. Aber das muss nicht sein. Jesus nennt Gott Abba, das heißt eigentlich soviel wie Papi, Väterchen, Daddy ... und das will nichts über das Geschlecht Gottes aussagen, sondern über die Beziehung Gottes zu uns und unsere Beziehung zu ihm: Es ist eine liebevolle, vertraute, eben persönliche Beziehung – nicht so distanziert und angstbesetzt, wie sie die Zeitgenossen Jesu oft erlebt haben und auch wir sie manchmal erleben. Lösen wir uns also von der Fixierung auf männliche oder weibliche Gottesbilder – und nennen wir ihn mit unseren Worten und in unserer Sprache so liebevoll, wie Jesus es getan hat.

Haben Ihnen diese Gedanken geholfen, etwas klarer zu sehen, wer Gott ist? Oder fanden Sie es eher verwirrend? Vielleicht haben Sie ja einfach nur das Bedürfnis, sich vertrauensvoll in Gottes Hand zu geben und sich ihm zu überlassen, weil Sie sich seit jeher von ihm getragen wissen – auch ohne seinen genauen Namen zu kennen und schlaue Bücher über ihn gelesen zu haben. Dann könnten Sie sich in dem Text von Paul Roth wiederfinden, den ich an das Ende meiner Ausführungen stellen möchte.

⇒ Siehe nächste Seite

© Walter Mückstein

LASST MIR MEINEN GOTT

Lasst mir meinen Gott,
ihr Schlauköpfe und Studierten.
Zerredet ihn mir nicht
macht ihn mir nicht
zum Nebel, zur Formel.

Mein Gott muss ein Gesicht haben,
einen Namen.
Mit einer Formel
kann ich nicht leben,
nicht glücklich sein,
will ich nicht sterben.

Vielleicht ist sein Gesicht anders,
als ich meinte.
Vielleicht muss ich
den alten Namen
neu verstehen.
Ich schaue und horche.

Aber der hilft mir nicht,
der das alte Gesicht
zertritt und zerstört,
den alten Namen verlacht
und ein neues Gesicht nicht zeigt,
seinen neuen Namen nicht kennt.

Lasst mir einen Gott,
mit dem ich sprechen kann;
auf den ich hoffen,
von dem ich glauben darf,
dass er mich liebt
über den Tod hinaus.

Denn, wenn das Sterben kommt,
dann habt ihr nur Pillen
und Psychologie
und Achselzucken.
Wer von euch
wird mich dann begleiten?

Und wenn's ums Leben geht,
was könnt ihr mir geben für IHN?
Werdet ihr bei mir sein
und mich lieben wir ER?
Lasst mir meinen Gott!

Aus: Paul Roth, Wir alle brauchen Gott. Echter Verlag, Würzburg 1975, S. 94-96

2. Wo bist du Gott – Kann ich dich finden?

„Jechiel, der Enkel eines Rabbis spielte mit einem anderen Jungen Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn die anderen suchten. Als er schon lange gewartet hatte, kam er schließlich aus seinem Versteck; aber die anderen waren nirgends mehr zu sehen. Da merkte Jechiel, dass der andere ihn von Anfang an gar nicht gesucht hatte. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den Spielverderber. Da flossen auch Rabbi Baruch die Augen über und er sagte: „So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.‘“

Martin Buber hat uns diese Geschichte in den „Erzählungen der Chassidim“ überliefert. Wie kommt die Botschaft bei Ihnen an? Sie suchen Gott, mühen sich ab, ihn zu finden, sind vielleicht enttäuscht, dass Sie so wenig von ihm spüren in Ihrem Leben – Gott aber spielt Verstecken mit Ihnen, mit uns allen, und ist seinerseits enttäuscht, dass wir ihn zu wenig suchen. Ist das nicht fast schon ein wenig zynisch?

Diese Geschichte führt uns mitten hinein in unsere Schwierigkeiten Gott zu suchen, zu finden, zu erfahren. Es ist wie bei Kindern, die nach unterschiedlichen Spielregeln spielen ohne es zu merken; und so laufen sie ständig aneinander vorbei oder geraten in Streit miteinander. Schauen wir uns die Spielregeln dieses eigenartigen Versteckspiels daher einmal näher an. Vielleicht können wir uns ja doch noch einigen.

Ich habe im 1. Impuls etwas provokativ gesagt: Einen Gott, den „es gibt“, gibt es nicht! Damit habe ich gemeint: Gott ist nicht vorhanden wie ein Gegenstand oder auch eine Pflanze, ein Tier, ein Mensch. Und darum kann ich ihn auch nicht suchen und schon gar nicht finden wie einen Gegenstand, den ich verlegt habe oder ein Kind, das mir davongelaufen ist. Solange ich „etwas“ suche, etwas Bestimmtes finden oder erfahren möchte, suche ich nicht Gott. Und wenn mir jemand sagt: «Ich habe Gott gefunden!» dann bin ich eher skeptisch und möchte antworten: «Was immer du gefunden hast – es kann kaum Gott sein, denn Gott ist nicht fassbar und begreifbar.» Brauchen wir dann gar nicht erst zu suchen und nach Gott zu fragen – wenn wir ihn doch nicht finden können? Doch, wir können, dürfen, sollen sogar nach Gott suchen und fragen. Aber oft müssen wir erst wieder lernen richtig zu suchen und richtig zu fragen. Die Bibel und geistliche Geschichten wie die der Chassidim geben uns hier wichtige Hinweise. Ein paar Beispiele möchte ich nennen.

Im 1. Kapitel des Johannes-Evangeliums steht folgende Begebenheit: *„Am Tag darauf stand Johannes wieder am Jordan, und zwei seiner Jünger standen bei ihm. Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte: Seht, das Lamm Gottes! Die beiden Jünger hörten, was er sagte, und folgten Jesus. Jesus aber wandte sich um, und als er sah, dass sie ihm folgten, fragte er sie: Was wollt ihr? Sie sagten zu ihm: Rabbi - das heißt übersetzt: Meister -, wo wohnst du? Er antwortete: Kommt und seht! Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte, und blieben jenen Tag bei ihm.“* (Vgl. Joh 1, 35-39)

Jesus verteilt keine Visitenkarten. Wer wissen will, wo er wohnt, muss mitgehen, sich auf ihn einlassen, bei ihm bleiben. Nur so kann er etwas erfahren. Hiermit gibt uns Jesus einen ersten und wichtigen Hinweis für unsere Suche nach Gott. Denn auch Gott antwortet uns auf unsere Frage: «Wo bist du?» *„Komm und sieh!“*. Das ist keine Ortsangabe, sondern die Einladung, sich von Gott selbst den Weg zeigen zu lassen. Im Mit-Gehen, nicht im distanzierten Fragen, erschließt sich Gottes Gegenwart.

Eine andere chassidische Geschichte greift das Bild vom Wohnen auf. Der Schüler fragt: «Wo wohnt Gott?» Und der Rabbi antwortet: «Gott wohnt, wo man ihn einlässt.» *Einlassen* also heißt das Zauberwort. Gott lässt mich ein – ich lasse Gott ein; Gott lässt sich auf mich ein – ich lasse mich auf Gott ein. Nach Gott suchen und fragen lernen, heißt zuerst *einlassen* lernen.

O GOTT

Wenn aber *einlassen* so wichtig ist, ergibt sich daraus: Gott ist eher innen zu finden als außen. Und das gilt in dreifacher Weise:

- Gott ist in mir und in meinem Leben
- Gott ist in den anderen Menschen und in ihrem Leben
- Gott ist in seiner ganzen Schöpfung

Beginnen wir bei uns selbst. Der Mystiker Meister Eckehart sagt: *„Einfältige Leute glauben, sie sollten Gott so sehen, als stünde er dort und sie hier. Das ist nicht so. Gott und ich sind eins.“*¹ Das ist für viele ein ungewohnter und fremder, aber auch missverständlicher Gedanke: Gott und ich sind eins. Das Missverständnis wäre: Also bin ich Gott. Nein, ich bin nicht Gott, sondern bin und bleibe sein Geschöpf. Aber ich bin nicht getrennt von ihm. Der zweite Schöpfungsbericht drückt das in einem Bild aus: *„Gott blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.“* (vgl. Gen 2,7). Hier ist nicht von Sauerstoffatomen die Rede. Gott selbst ist der Lebensatem, durch den der Mensch zu einem lebendigen Wesen wird. Gott also ist das Leben in mir, in uns. Paulus kann daher in Athen von Gott sagen: *„Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art.“* (Apg 17,28). Darum gilt: Gott suchen, heißt, mich selbst suchen – und mich selbst suchen heißt Gott suchen. In dem schon im letzten Vortrag zitierten Buch „Der Sprung in den Brunnen“ von Hubertus Halbfas, einer Gebetschule auf dem Hintergrund der Mystik von Meister Eckehart, bringt es ein Zwiegespräch zwischen Schüler und Lehrer auf den Punkt. Der Schüler fragt: *„Kann es sein, dass wir keine eigenen Erfahrungen mit Gott machen, weil wir uns selbst am liebsten aus dem Wege gehen?“* Und der Lehrer antwortet: *„Wenn wir in uns selbst unbehaust sind, treiben uns Angst, Unruhe und Überdruß um: Die an ihrem eigenen Elend kranke Seele mag sich selbst nicht ertragen.“* – *„Meinst du, auf diese Weise litten wir an unserer Gottesferne?“* – *„Ja.“* – *„Weil die Trennung vom eigenen Seelengrund uns vor uns selbst fremd macht?“* – *„So ist es. Ohne Gott mangelt uns die Übereinstimmung mit uns selbst. Wer aber Gott findet, findet auch sich und mag dann tun, was er will: Es wird ihm alles Gebet sein.“*²

Teresa von Avila hat die gleichen Gedanken in wunderschöne Verse gekleidet:

*„Seele, suche dich in Mir, - und Seele, suche Mich in dir.
Die Liebe hat in meinem Wesen dich abgebildet treu und klar;
kein Maler lässt so wunderbar, Seele, deine Züge lesen.
Hat doch die Liebe dich erkoren als meines Herzens schönste Zier;
bist du verirrt, bist du verloren, Seele, suche dich in Mir.
In meines Herzens Tiefe trage Ich dein Porträt, so echt gemalt;
sähest du, wie es vor Leben strahlt, verstummte jede bange Frage.
Und wenn dein Sehnen Mich nicht findet, dann such' nicht dort und such' nicht hier;
gedenk, was dich im Tiefsten bindet, und, Seele, suche Mich in dir.
Du bist mein Haus und meine Bleibe, bist meine Heimat für und für;
Ich klopfe stets an deine Tür, dass dich kein Trachten von Mir treibe.
Und meinst du, ich sei fern von hier, dann ruf Mich, und du wirst erfassen,
dass ich dich keinen Schritt verlassen: und, Seele, suche Mich in dir.“*

Wenn aber Gott in mir ist und ich ihn in mir finde, wenn ich mich auf mich selbst einlasse, dann ist er auch in jedem anderen Menschen, und ich finde ihn auch, wenn ich mich auf meine Mitmenschen einlasse.

¹ Hubertus Halbfas, Der Sprung in den Brunnen, Düsseldorf 1981, Seite 118

² ebd. Seite 127 f

O GOTT

Biblisch ist diese Wirklichkeit am prägnantesten ausgedrückt im Matthäus-Evangelium, wenn der Weltenrichter sagt: Was ihr dem geringsten meiner Brüder – und wir können ergänzen: meiner Schwestern – getan oder nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder eben auch nicht. (Vgl. Mt 25) Gott identifiziert sich mit seinen Geschöpfen, die er nach seinem Bild geschaffen hat, besonders mit den Armen und Benachteiligten. Darum weisen schon die Propheten im AT darauf hin: Der beste Gottesdienst ist der Dienst an den Armen.

Und im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, das Jesus erzählt, handeln nicht die Priester Gott wohlgefällig, die schnurstracks in den Tempel eilen, sondern der Mann aus Samaria (über den die Juden die Nase gerümpft haben), der dem Opfer hilft, das unter die Räuber gefallen ist. (Vgl. Lk 10,30-37)

Dabei fällt es uns sicher nicht schwer, Gott in den Menschen zu entdecken, die uns sympathisch sind oder die unmittelbar unser Mitleid erwecken (was vom Griechischen her fast dasselbe ist: mitleiden heißt *sympathein*). Schwieriger wird es bei denen, die uns gegen den Strich gehen, die unseren - z.B. moralischen - Vorstellungen nicht entsprechen, die wir gar für gottlos halten – so wie die Juden die Samariter. Aber genau dann kommt es darauf an. Der Dichter Kurt Marti sagt es so:

*„Denen wir lieber aus dem Weg gehen – sind dein Weg.
Die wir lieber nicht sehen möchten – sind dein Blick.
Die wir lieber nicht hören möchten – sind deine Stimme.
So ist das. – Und so: Bist Du.“³*

Gott suchen und finden lernen heißt also zweitens: lernen, sich auf die Menschen einzulassen – besonders dann, wenn diese uns fremd und unsympathisch erscheinen. Eine ganz schöne Herausforderung!

Fehlt noch der dritte Punkt: Gott ist gegenwärtig in seiner Schöpfung. Paulus schreibt an die Römer: *„Denn was man von Gott erkennen kann, ist ihnen (den Menschen) offenbar; Gott hat es ihnen offenbart. Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit.“* (Röm 1,19f) So wie wir aus einem Bild auf den Maler, aus einem Musikstück auf den Komponisten, aus einem Brief auf seinen Verfasser oder seine Verfasserin schließen können, so können wir aus der Schöpfung auf ihren Schöpfer schließen.

Auch das mag wieder angesichts der schönen Dinge leicht und naheliegend sein, ist aber nicht darauf beschränkt. Der Jesuit Alfred Delp schreibt aus dem Gefängnis, wo er auf seine Verurteilung und Hinrichtung wartet:

*„Das eine ist mir so klar und spürbar wie selten: die Welt ist Gottes so voll.
Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen.
Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und bösen Stunden hängen
und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen.
Das gilt für alles Schöne und auch für das Elend.
In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort.
Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus diesen Einsichten und Gnaden
dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen, bzw. werden zu lassen.
Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben.“⁴*

Mit diesen Gedanken faltet Delp aus, was der Gründer seines Ordens, Ignatius von Loyola auf die kurze und bekannte Formel gebracht hat: *„Gott suchen und finden in allen Dingen.“*

³ Kurt Marti, Ungrund Liebe: Klagen, Wünsche Lieder. Radius-Verlag, Stuttgart 1987, S. 29)

⁴ Alfred Delp, Gesammelte Schriften, hg. von Roman Bleistein, 5 Bände, Frankfurt/M 1982-88, Bd. IV, S. 26 f

O GOTT

Und auch hier geht es wieder um das Sich-Einlassen. *„Wir bleiben in den schönen und bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen.“* Den Dingen auf den Grund gehen. Nicht an der Oberfläche hängen bleiben! Das ist schwer in unserer hektischen Zeit, in der wir Getriebene sind und kaum einmal Zeit haben, um durchzuatmen.

Und so gelingt es uns kaum, Gott zu entdecken in dieser scheinbar so gottlosen Welt. Aber die Welt ist nicht gottlos, sie kann es niemals sein. Es liegt an uns, uns soweit einzulassen auf das, was ist und geschieht, bis wir den Punkt erkennen, an dem es, wie Delp sagt, aus Gott hervorkommt. Und dann werden wir auch wieder Gott selbst entdecken können – gerade da, wo wir es nicht vermuten.

«Wo bist du, Gott – kann ich dich finden?» «Ja, du kannst mich finden: in dir selbst, in deinen Mitmenschen, in allem, was ist und geschieht. Du brauchst dich nur darauf einzulassen und vielleicht den Blick ein wenig schulen.»

Dazu zum Schluss noch eine kleine Geschichte:

„Jeden Tag ging Nasrudin mit seinem Esel über die Grenze, die Lastkörbe hoch mit Stroh beladen. Da er zugab, ein Schmuggler zu sein, durchsuchten ihn die Grenzwatchen immer wieder.

Sie machten Leibesvisitationen, siebten das Stroh durch, tauchten es ins Wasser und verbrannten es sogar von Zeit zu Zeit. Nasrudin wurde unterdessen sichtlich wohlhabender.

Schließlich setzte er sich zur Ruhe und zog in ein anderes Land. Dort traf ihn Jahre später einer der Zollbeamten. ‚Jetzt könnt Ihr mir es ja verraten, Nasrudin‘, sagte er. ‚Was habt ihr damals nur geschmuggelt, als wir Euch nie etwas nachweisen konnten?‘

‚Esel habe ich geschmuggelt‘, sagte Nasrudin.“⁵

Tja, das Naheliegende übersehen wir halt oft zu leicht.

© Pfr. Walter Mückstein

⁵ Halbfas, a.a.O. Seite 103

3. WARUM, O GOTT – MÜSSEN WIR LEIDEN?

„Entweder wollen die Götter die Ungerechtigkeit in der Welt abschaffen und können es nicht – dann sind sie schwach; oder sie können es und wollen es nicht – dann sind sie schlecht; oder sie können es nicht und wollen es nicht – dann sind sie schwach und schlecht; oder sie können es und wollen es – warum tun sie es dann nicht?“¹

Der griechische Philosoph Epikur hat diese Fragen etwa 300 v. Chr. gestellt. Sie führen uns mitten hinein in unser heutiges Thema: Wie steht Gott zu all dem Leid in der Welt? Wie geht er damit um?

Für viele Menschen ist das eine, wenn nicht die entscheidende Frage ihres Glaubens an, ihrer Beziehung zu Gott. Und die Reaktionen fallen unterschiedlich aus. Nicht umsonst gibt es einerseits den Spruch „Not lehrt beten“, sind die Kirchen in Krisenzeiten oder nach einem Unglück voll, weil die bedrängten Menschen Hilfe und Trost von Gott erwarten. Andererseits gibt es genau das Gegenteil: Menschen wenden sich von Gott ab, sagen: „Ich kann nicht mehr beten“, gehen nicht mehr zur Kirche, wenn sie oder enge Angehörige von Krankheit oder anderen schweren Schicksalsschlägen betroffen sind. Sie sind dann von Gott enttäuscht oder sogar wütend auf ihn, fühlen sich im Stich gelassen und fragen: „Wie kann Gott so etwas zulassen, warum tut Gott mir / uns das an?“

Es kann hilfreich sein, wenn wir uns folgenden drei Blickrichtungen zuwenden:

- Woher kommt das Leid? Wie ist es zu begründen?
- Wie steht Gott dazu? Welche Antwort gibt uns die Bibel?
- Wie können wir aus unserem Glauben heraus mit dem Leid umgehen?

Woher also kommt das Leid? Vor allem: Ist Gott selbst dafür verantwortlich? Diese Frage gilt einmal sehr allgemein: Ist Gott dafür verantwortlich oder anders gesagt, daran schuld, dass es überhaupt Leid wie Krankheiten oder Katastrophen gibt? Zum anderen hat sie auch eine ganz persönliche Note: Hat Gott mir (oder einem lieben Mitmenschen) diese Krankheit geschickt – und wenn ja, warum? Hat Gott es versäumt, mich oder einen lieben Menschen vor einem Unglück oder Verbrechen zu bewahren? Die jeweilige Antwort, die ich auf diese Fragen finde, wird sich so oder so erheblich auf meine Beziehung zu Gott auswirken. Darum möchte ich zunächst darauf eingehen: Woher kommt das Leid?

Das Leid in der Welt hat aus meiner Sicht vor allem zwei Ursachen. Die eine ist bekannt und wird immer wieder ins Feld geführt: die Menschen selbst verursachen sehr viel Leid durch ihr eigenes Verhalten, sei es durch Bosheit, durch Unwissenheit, Ungeschicklichkeit oder weil sie es zwar gut meinen, aber die Sache völlig daneben geht. Das ist soweit sicher unbestritten. Die Frage ist nur: Warum greift Gott dann nicht ein? Und warum verhindert er nicht, dass etwas geschieht, worunter wir leiden müssen?

Aus unserem christlichen Menschenbild heraus ist die Antwort darauf eindeutig und klar: Der Mensch ist frei und für sein Tun und Lassen selbst verantwortlich. Durch ein ständiges Eingreifen würde Gott den Menschen entmündigen, ihm die Freiheit wieder nehmen, die er ihm in der Schöpfung geschenkt hat.

In letzter Konsequenz wären wir dann keine Menschen mehr, kein Ebenbild Gottes. Schwierig wäre auch die Frage, ab wann Gott denn eingreifen müsste: schon im Kinderzimmer, wenn Geschwister sich streiten und sich gegenseitig ihr Lieblingsspielzeug kaputt machen – oder erst, wenn Völker aufeinander losgehen, um sich gegenseitig zu vernichten? Leiderfahrung ist sehr subjektiv und von außen nicht zu beurteilen. Jedenfalls gilt:

Dieses menschenverschuldete Leid ergibt sich - gegen den Willen Gottes - aus dem Missbrauch unserer Freiheit.

¹ Zitiert nach: Theologisches Forum 2, Reden von Gott, hg. von W. Trutwin, Düsseldorf 1970, Seite 63

O GOTT

Darum sind zunächst auch wir Menschen dazu herausgefordert, dieses Leid zu mindern durch ethisches und verantwortliches Handeln.

Was aber ist mit all dem Leid, das nicht von Menschen verschuldet ist, sondern zum Beispiel auf Naturkatastrophen zurückgeht? Zunächst einmal gibt es auch hier eine Schnittmenge: immer wieder hören wir z.B. bei Erdbeben, dass Häuser eingestürzt sind, weil sie aufgrund von Geldgier und Korruption schlampig gebaut wurden; wir wissen darum, dass Überschwemmungen durch Eingriffe in die Flussläufe ausgelöst werden können; viele Krankheiten werden durch Fehlverhalten ausgelöst oder zumindest ungünstig beeinflusst; wir kennen die Zusammenhänge zwischen Umweltzerstörung und Klimaveränderung.

Aber all das ändert nichts daran, dass es überhaupt Erdbeben, Überschwemmungen, Vulkanausbrüche und andere zerstörerische Naturereignisse gibt; es ändert nichts daran, dass alles, was lebt, krank werden kann und auf jeden Fall einmal sterben muss. Warum ist das so?

Gott hat keine fertige Welt erschaffen, in der alles ein für alle Mal so bleibt, wie es ist. Nein, Gott hat – ob durch einen Urknall oder einfach aus Nichts oder wie auch immer - eine Welt erschaffen, die sich entwickeln und entfalten kann und muss. Und das tut sie seit vielen Milliarden von Jahren. Wir wissen, welche gewaltigen Kräfte dabei am Werk waren und sind; durch Weltraumteleskope können wir beobachten, wie ganze Galaxien entstanden sind oder wie sie wieder vergehen. Wir wissen, dass unsere Erde – in all dem nur ein winziges Sandkorn – ihr Gesicht unzählige Male verändert hat. Lebensformen wie die der Dinosaurier haben sich entwickelt und sind wieder verschwunden. Und auch wir Menschen sind ein Teil dieses Werdens und Vergehens – als Gattung und mit unserer je persönlichen Lebensgeschichte. Wir leben in einer Werde-Welt. Entwicklung aber bedeutet Entstehen und Vergehen, Geboren werden und Sterben, Leben und Tod. Entwicklung geschieht, wie auch das menschliche Lernen, durch „trial and error“, durch Versuch und Irrtum. Und so entsteht manches, was nicht weiterführt, aber bevor es vergeht, vielleicht viel Schaden anrichtet. Hätten unsere Zellen nicht die Fähigkeit, sich zu verändern, gäbe es keinen Krebs – aber wir würden dann wohl immer noch als einzellige Urtierchen durch die Weltmeere schwimmen. – Leid und Tod sind also nicht nur Folgen unserer Freiheit; sie ergeben sich auch daraus, dass die Welt und wir selbst noch nicht fertig, biblisch gesprochen „vollendet“ sind und daher leidvollen Entwicklungen unterworfen sind.

Ist Gott nun nach all dem Gesagten für das Leid verantwortlich? In gewissem Sinne ja! Er hat eine unfertige Welt erschaffen, er hat uns Menschen, als Teil der Schöpfung, einen freien Willen gegeben, den wir missbrauchen können – und damit sind Leid und Tod in der Schöpfungsordnung angelegt. Wie aber geht er nun damit um?

Und: Auch die plausibelsten Erklärungen mindern nicht unser Leid, wenn wir persönlich betroffen sind. Die entscheidende Frage ist: Hat das Ganze einen Sinn? Und gibt es eine Hoffnung, die größer ist als das Leid?

Paulus schreibt dazu im Römerbrief: *„Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Denn die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung: Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt.“* (Röm 8, 18-22).

Damit drückt Paulus einerseits das gleiche aus, was ich zuvor mit meinen Worten gesagt habe: Die Welt ist nicht fertig; der Entwicklungsprozess, der bis zum heutigen Tag andauert, ist schmerzhaft wie eine Geburt. Gott mutet das seiner Schöpfung zu.

O GOTT

„Aber zugleich gab er ihr Hoffnung.“ Das Leid hat nicht das letzte Wort; es kann und wird überwunden werden. Die Entfaltung und Entwicklung der Schöpfung und mit ihr der Menschen ist nicht planlos, sondern hat ein Ziel: „die Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“. Der Apostel gerät fast ins Schwärmen, wenn er sich überzeugt gibt, dass die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu dieser Herrlichkeit, zu der wir uns hin entwickeln. Und Paulus schreibt das am grünen Tisch. Er selbst hat genügend Leid erfahren. Er schreibt an eine Gemeinde, die grausam verfolgt wird. Aber all das bringt ihn nicht dazu, Gott anzuklagen oder gar an ihm zu verzweifeln. Er sieht das Ziel und er weiß, dass dieses Ziel es wert ist, Leid und Strapazen auf sich zu nehmen. Dieses Ziel ist die Vollendung, in die wir hineinwachsen, die uns aber letztlich von Gott geschenkt wird.

Auf diesem Hintergrund können wir die eingangs zitierte Frage des Epikur für uns modifizieren: Wenn Gott die Vollendung der Welt und damit die Überwindung von Leid und Tod herbeiführen kann und will – warum tut er es dann nicht – oder besser: noch nicht?

Gott will eine Welt, die sich frei entwickelt, will Menschen, die sich eigenverantwortlich entscheiden und entfalten können. Dieser Prozess braucht seine Zeit. Wie lange, weiß nur Gott selbst. Am Ende dieser Entwicklung steht – das ist unser Glaube – eine neue Welt, in der die beiden zuvor beschriebenen Hauptursachen von Leid und Tod überwunden sein werden. Diese Welt ist dann vollkommen. Es muss daher nichts und niemand mehr sterben und vergehen, damit etwas Neues entstehen kann. Auch die Macht der Sünde wird gebrochen sein, so dass kein menschliches Fehlverhalten mehr Ursache von Leid sein kann.

Schon im Alten Testament und dann erst recht zur Zeit Jesu und durch ihn bestärkt haben die Gläubigen zu Gott gebetet, diese Vollendung bald herbei zu führen. Ja, sie haben auch fest damit gerechnet, dass das Ende der Welt unmittelbar bevorsteht. Aber Jesus hat auch deutlich gemacht: „Doch jenen Tag und jene Stunde kennt niemand, auch nicht die Engel im Himmel, nicht einmal der Sohn, sondern nur der Vater.“ (Mt 24,36). Und als die Menschen immer ungeduldiger wurden und schon daran zweifelten, ob Gott tatsächlich bald handeln werde, schreibt ihnen der Verfasser des 2. Petrusbriefes:

„Der Herr zögert nicht mit der Erfüllung der Verheißung, wie einige meinen, die von Verzögerung reden; er ist nur geduldig mit euch, weil er nicht will, dass jemand zugrunde geht, sondern dass alle sich bekehren. ... Dann erwarten wir, seiner Verheißung gemäß, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtigkeit wohnt.“ (2 Petr 3,9;13)

Auch Paulus befindet sich im Blick auf seine persönliche Vollendung in einem inneren Zwiespalt. Er schreibt an die Philipper: „Es zieht mich nach beiden Seiten: Ich sehne mich danach, aufzubrechen und bei Christus zu sein - um wie viel besser wäre das! Aber eurentwegen ist es notwendiger, dass ich am Leben bleibe. Im Vertrauen darauf weiß ich, dass ich bleiben und bei euch allen ausharren werde, um euch im Glauben zu fördern und zu erfreuen.“ (Phil 1, 23-26a).

Gott also gibt uns Zeit, damit wir uns entfalten und immer mehr zu ihm hin wenden, bekehren können; und wir haben wie Paulus eine Lebensaufgabe, die wir erfüllen sollen, um auch dadurch ein erfülltes Leben vor und nach dem Tod zu haben. An uns ist es, die Zeit, die uns von Gott geschenkt ist, anzunehmen und mit unserem Leben auszufüllen.

Was aber kann uns helfen, wenn diese Zeit auch angefüllt ist mit Ungerechtigkeit, mit Krankheit, Not und Leid?

Das Entscheidende ist, dass wir uns nicht von Gott trennen und trennen lassen. Darin besteht ja die größte Gefahr: Gerade dann, wenn wir Gott am nötigsten brauchen, können sich die leidvollen Erfahrungen zwischen uns und Gott schieben – vor allem eben dadurch, dass wir ihn für unser Leid verantwortlich machen und uns von ihm verraten und verlassen fühlen. Aber so, wie gute Eltern die Entwicklung ihrer Kinder respektieren, sie aber nicht sich selbst überlassen und vor allem in Krankheit und Leid zu ihnen stehen, so ist es auch mit Gott:

O GOTT

Er lässt seine Schöpfung, er lässt uns nicht allein auf unserem mühsamen Weg durch diese Zeit. Gott steht auf der Seite der Leidenden, gibt ihnen Kraft und Trost, wenn sie ihn nur an sich heranlassen – auch wenn wir es gerade dann manches Mal nicht spüren können. Folgende kleine Geschichte – die Sie wahrscheinlich schon kennen – mag das verdeutlichen:

„Eines Nachts hatte ich diesen Traum:

Ich ging mit Gott, meinem Herrn, am Strand entlang. Vor meinen Augen zogen Bilder aus meinem Leben vorüber, und auf jedem Bild entdeckte ich Fußspuren im Sand. Manchmal sah ich Abdrücke von zwei Fußpaaren im Sand, dann wieder nur von einem Paar. Das verwirrte mich, denn ich stellte fest, dass immer dann, wenn ich unter Angst, Sorge oder dem Gefühl des Versagens litt, nur die Abdrücke von einem Fußpaar zu sehen waren. Deshalb wandte ich mich an Gott: „Du hast mir versprochen, mein Gott, du würdest immer mit mir gehen, wenn ich dir nur folgen würde. Ich habe aber festgestellt, dass gerade in den Zeiten meiner schwierigsten Lebenslagen nur ein Fußpaar im Sand zu sehen war. Wenn ich dich nun am dringendsten brauchte, warum warst du dann nicht für mich da?“ Da antwortete Gott: „Immer dann, wenn du nur ein Fußpaar im Sand gesehen hast, mein Kind, habe ich dich getragen.“⁶

Uns auch und gerade im Leid von Gott angenommen und getragen zu wissen, kann uns zu zweierlei befähigen:

Erstens: dass wir unser Leben und das damit verbundene unvermeidbare Leid annehmen und nicht an unserem Schmerz, an uns selbst oder an Gott verzweifeln. Dabei geht es nicht um eine falsche Leidensmystik, die Leid an sich als etwas Positives betrachtet. Leid um des Leides willen ist nicht gottgewollt.

Zweitens: Wo immer wir Leid vermeiden oder lindern können, sind wir dazu nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet! Aber es hat keinen Sinn, uns gegen das Leid als solches aufzuheben, denn das würde uns von Gott und uns selbst, unserer Lebenswirklichkeit entfremden.

Uns von Gott getragen wissen kann uns befähigen, dass wir auch das Leid anderer Menschen besser ertragen können und dadurch fähiger werden, ihnen beizustehen.

Henri Nouwen, der bekannte geistliche Schriftsteller, schreibt dazu:

„Mit zunehmendem Alter wird mir immer deutlicher bewusst, wie wenig wir im Grunde für andere Menschen tun können. Selten können wir sie von ihren schmerzlichsten Wunden befreien. Die Gebrochenheit des Menschen geht so tief und ist oft so alles durchdringend, dass wir sie nicht „festmachen“ können. Bedeutet das, dass wir mit unserem Anliegen, heilend auf andere zu wirken, ohnmächtig da stehen? Bedeutet das, dass wir einfach vor der bitteren Wirklichkeit des menschlichen Leidens kapitulieren müssen? Bedeutet das, dass Sorge um andere, Freundschaft und Liebe nett und lieb sind, aber keine wesentliche Besserung bringen? NEIN; NEIN... Wir sind zur wichtigen und zutiefst menschlichen Aufgabe berufen, unseren Brüdern und Schwestern Mut zu machen, sich mit ihren Leiden anzufreunden und sie unter den Segen zu stellen. Darin besteht das wirkliche Heilen. Nicht im Wegnehmen des Leids, sondern im Erschließen des Leids als Tor des Lebens. Ja, in das neue, in das ewige Leben. Was ist großartiger als die Kunst, unseren Freunden, die geplagt sind die Augen zu öffnen, dass auch sie sagen können: «Mir war noch nie bewusst, dass zerbrochenes Glas so strahlend leuchten kann!»⁷

Seine deutlichste Antwort auf das Leid in der Welt aber hat Gott gegeben, indem er selbst in Jesus Mensch geworden ist – aber das soll im nächsten Impuls unser Thema sein.

© Pfr. Walter Mückstein

⁶ Quelle unbekannt

⁷ Henri J. M. Nouwen, Du bist der geliebte Mensch. Religiös leben in einer säkularen Welt. Freiburg im Breisgau 1993. Seite 89

4. JESUS CHRISTUS - GOTTES ANTWORT AUF UNSERE FRAGEN

„Das politische Zustandsbild der Welt ist genau das Gegenteil von dem, was Gott sich gedacht hat. Nur eine Revolution, die von Gott kommt, besser: eine Realität, die mit dem Kommen Gottes kommt, kann da Abhilfe schaffen.“⁸

Diese Aussage greift auf, was uns im 3. Vortrag beschäftigt hat - die Frage nach dem Leid - und baut uns eine Brücke zu unserem heutigen Thema. Sie könnte von einem Propheten des AT stammen und auf das Kommen des Messias hinweisen. Aber die Sprache verrät es schon: Nicht Jesaja, sondern Heinz Schürmann, ein Theologe unserer Tage, hat das so gesagt. Aber durchaus in Übereinstimmung mit Jesaja: *„Gott selbst wird kommen und uns retten“*, hat er damals seinen geplagten Landsleuten zugesagt. (Vgl. Jes 35,4)

Wir Christen glauben: Gott ist gekommen; in Jesus von Nazareth hat er menschliche Gestalt angenommen. Durch sein Kreuz hat er die Welt erlöst; durch seine Auferstehung den Tod überwunden und das Leben neu geschaffen. *„Befreit sind wir von Angst und Not, das Leben hat besiegt den Tod, der Herr ist auferstanden!“* singen wir in einem bekannten Osterlied.

Also ist Jesus, den wir Christus nennen, die Antwort Gottes auf all unsere Fragen, besonders auf unsere Frage nach dem Leid. Ist sie das wirklich? Die Welt ist seit dem Leben Jesu bestimmt nicht besser geworden. Wie also ist diese Antwort Gottes zu verstehen? Wer ist Jesus? Und: Was bedeutet es konkret, dass wir durch ihn erlöst sind?

Das ganze Neue Testament kreist um diese Fragen, versucht aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln und für die verschiedensten Zielgruppen immer neue Antworten. Eine davon möchte ich aufgreifen. Sie klingt auf den ersten Blick ziemlich abstrakt und philosophisch.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott. ...In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. ...

Und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst. ...

Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt erkannte ihn nicht.

Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“

(vgl. Joh 1,1-14)

„Im Anfang war das Wort.“ Worte gibt es genug, möchten wir vielleicht einwenden, wir wollen endlich Taten sehen. Was wir mit „Wort“ übersetzen, heißt im griechischen Text des Evangeliums Logos, unser Ausdruck „logisch“ leitet sich davon ab. Das zeigt: es geht um ein klares, nachvollziehbares Wort, das Konsequenzen hat. Gott selbst ist dieses Wort, sagt Johannes weiter, und dieses Wort steckt voller Leben. Dieses Leben ist wie ein Licht für alle Menschen; - es leuchtet in der Dunkelheit. Das ist auch im übertragenen Sinne zu verstehen: in den Dunkelheiten unseres Lebens und Leidens. Und die Finsternis kann es nicht verschlingen! Gott aber ist nicht nur Leben und Licht; er ist vor allem die Liebe. Und so ist das Wort, von dem hier gesprochen wird, auch zuerst eine Liebeserklärung: „Ich liebe dich“! Und wir wissen: Nichts kann uns mehr beleben und unser Leben heller machen als die - wie es in einem bekannten Lied heißt - berühmten drei Worte „Ich liebe dich!“

Gott, das Leben, die Liebe, das Licht, war und ist in der Welt - aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Darin leuchtet unsere Not auf: Es ist so schwer, Gott zu erkennen, sein Leben und sein Licht zu spüren - paradoxerweise gerade dann, wenn es besonders dunkel ist. Damit wir etwas erkennen und fassen können, damit es uns wirklich weiterhilft, muss etwas „Hand und Fuß“ haben, wie wir sprichwörtlich sagen.

⁸ Heinz Schürmann, Das Lukas-Evangelium. Erster Teil. Freiburg 1969. Seite 76

O GOTT

Genau das aber ist geschehen: „*Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.*“ In dem Menschen Jesus bekommt Gottes unbegreifliche und oft auch so unfassbare Liebe Hand und Fuß; wir dürfen das ganz wörtlich nehmen. Und so ist er in der Tat Gottes Ant-Wort auf alle Sehnsucht, alle Fragen, alle Hoffnung und alles Leid unseres Lebens.

«In der Tat!» habe ich eben gesagt. Was also hat Jesus getan, um uns diese Antwort zu geben und für alle Zeiten erfahrbar werden zu lassen?

Was uns wohl zuerst darauf einfällt: Er hat – gemäß biblischer Erzählungen – Brot vermehrt und Wasser in Wein verwandelt; er hat Kranke geheilt, er hat sich auf die Seite der Schwachen gestellt; er hat Sünderinnen und Sünder vor den Gerechten in Schutz genommen; ja er hat sogar Schuld vergeben. So einen kann man brauchen!

Das haben sich auch die Menschen damals zuerst gedacht. Die einen wollten ihn gleich zum König machen - nachdem sie auf bequeme Weise satt geworden waren (vgl. Joh 6,15). Aber Jesus lehnt ab und macht deutlich, dass er sich nicht verstanden fühlt. Nach einer längeren Auseinandersetzung wenden sich die meisten von ihm ab.⁹ Als er in seiner Heimat Nazareth predigt, erwarten die Leute jede Menge Wunder von ihm. Er lehnt wieder ab. Da wird es für ihn gefährlich, denn die aufgebrachte Menge will ihn daraufhin einen Felsen hinabstürzen und er kann sich nur mit Mühe in Sicherheit bringen (vgl. Lk 4,23-30).

Moderne Psychologen würden sagen: Das ist eine Doppelbotschaft. Bei dir wissen wir nicht, wo wir dran sind. Mal zeigst du dich als Helfer und Heiland; ein andermal verweigerst du dich und lässt die Leute im Regen stehen! Das ist doch nicht gerecht!

Damit ist ein empfindlicher Nerv getroffen. Auch wir sind hier verunsichert. Es mag ja sein, dass Leid zum Leben dazugehört, wie im Impuls 3 ausgeführt. Wir hoffen darauf, dass Gott denen, die leiden müssen, beisteht und hilft; und wir können das durchaus auch gelegentlich erfahren. Aber warum geht es dabei so ungerecht zu? Warum trifft es die einen gleich mehrfach, und andere bleiben verschont? Warum wird den einen geholfen und den anderen nicht?

Doch zunächst noch einmal zurück zu Jesus: Er grenzt sich dort ab, wo die Menschen von ihm eine bequeme und heile Welt erwarten. Eine solche Welt hier einzuführen, ist nicht sein Auftrag. Seine Wunder dienen nicht dazu, das Leid abzuschaffen. Sie sind vielmehr, wie vor allem Johannes sagt, Zeichen. In einer Welt voll Not und Leid und Ungerechtigkeit will Jesus also Zeichen setzen und manche schiefen Vorstellungen, auch von Gott, zurechtrücken. Und das will Jesus uns damit sagen:

Gott will nicht, dass die Menschen, ja überhaupt alle seine Geschöpfe, leiden!

Leid ist keine Strafe Gottes für die Schuld der Menschen!

Leid hat keinen Sinn in sich, sondern darf und muss nach Möglichkeit überwunden werden!

Es kann aber sehr wohl einen Sinn haben, unabänderliches Leid zu ertragen und gerade darin Gottes Nähe und Zuwendung zu erfahren!

Letztlich verweist Jesus aber mit seinen Zeichen auf eine andere, eine neue Welt, das Reich Gottes, das Gott selbst am Ende der Zeiten herbeiführen wird. dann – und erst dann – wird alles Leid überwunden sein.

Auch die scheinbare oder wirkliche Ungerechtigkeit, wie Leid verteilt ist, wird dann aufgehoben sein. Sie ist in diesem Leben Folge der Unvollkommenheit der Schöpfung und des Menschen. Wir müssen uns jedenfalls von dem Gedanken lösen, dass Gott es ist, der das Leid zuteilt. Denn sonst wäre dieser Zustand tatsächlich unerträglich. Die Botschaft Jesu und seine Zeichen machen mir klar: Leid ist nie von Gott verursacht oder geschickt. Und je härter ein Mensch davon betroffen ist, desto sicherer kann er sich sein, dass Gott auf seiner Seite steht.

⁹ Vgl. Joh 6,66; vgl. dazu auch die Predigtreihe „Für das Leben der Welt“, besonders die letzte Predigt

O GOTT

Jesus also setzt Zeichen der Nähe Gottes und verweist auf eine kommende Welt in seinem Reich. Das kann und will in schwierigen Zeiten viel Trost geben - es kann aber auch als billige und damit ärgerliche Vertröstung verstanden oder besser missverstanden werden.

Dieses Missverständnis jedoch hat keinen Bestand. Wir sehen Jesus nämlich nicht nur an der Seite von Leidenden. Wir sehen ihn am Schluss selbst als Leid Tragenden, als Opfer von Ungerechtigkeit, Verleumdung, Folterung und grausamer Hinrichtung. Das ist für mich das größte Wunder und wichtiger als jede Heilungsgeschichte. Im Philipper-Brief heißt es: *„Er war wie Gott, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich, wurde wie ein Sklave und uns Menschen gleich“* - bis hinein in Leid und Tod (vgl. Phil 2,6-8). Gott, der als der Vollkommene eigentlich von allem Leid verschont ist, wird in Jesus Mensch, um unser Schicksal bis in die letzte Konsequenz zu teilen und sich bedingungslos mit seiner leidenden Schöpfung solidarisch zu erklären. Da kann von billiger Vertröstung keine Rede mehr sein!

Und dennoch können Sie einwenden: Was habe ich davon? Davon gehen meine Schmerzen nicht weg, werden meine lieben Verstorbenen nicht wieder lebendig! Eine mögliche Antwort darauf gibt uns Lukas am Ende der Leidensgeschichte, unmittelbar vor dem Tod Jesu. Gemeinsam mit Jesus werden zwei andere Männer gekreuzigt, müssen genauso grausam leiden wie er. Aber sie gehen unterschiedlich damit um. Es heißt da: *„Einer der Verbrecher, die neben ihm hingen, verhöhnnte ihn: Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und auch uns! Der andere aber wies ihn zurecht und sagte: Nicht einmal du fürchtest Gott? Dich hat doch das gleiche Urteil getroffen. Uns geschieht recht, wir erhalten den Lohn für unsere Taten; dieser aber hat nichts Unrechtes getan. Dann sagte er: Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst. Jesus antwortete ihm: Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“* (Lk 23,39-43) Der Eine ist verbittert und bringt genau das zum Ausdruck: *«Was habe ich denn davon, dass du der Messias bist. Du kannst dir selbst nicht helfen und mir erst recht nicht!»* Der andere aber wendet sich vertrauensvoll an Jesus, der ihm im Leid so nahe ist. Und er erhält die Zusage, noch heute im Paradies, in der neuen Welt Gottes, anzukommen. Ich denke, er ist leichter gestorben. Diese beiden Menschen stehen stellvertretend für zwei mögliche Reaktionen auf das Leid. Wir sind eingeladen, es dem zweiten gleich zu tun und der Verbitterung zu widerstehen und uns vertrauensvoll in Gottes Hand zu geben. So hat es Jesus selbst auch getan: *„Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“* (Lk 23,46).

Wir haben im 2. Vortrag gefragt, wo Gott zu finden ist, und geantwortet: in allem, was ist und geschieht, vor allem aber in unseren leidenden Mitmenschen. Ich möchte jetzt noch einen Schritt weiter gehen: Seit Golgota finden wir Gott vor allem im Leid und im Tod, denn da ist er ganz bewusst hineingegangen, um bedingungslos an unserer Seite zu stehen.

Dabei bleibt es aber nicht. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Wir haben es ja eingangs gehört: Gott hat das erste Wort in der Schöpfung, und dieses Wort bedeutet Leben und Liebe. Und nun hat Gott auch das letzte Wort. Und wieder bedeutet es Leben und Liebe in der Auferweckung - zuerst bei Jesus, dann aber auch in unserer und persönlichen Auferweckung im Augenblick unseres Todes. Diese Zusage gilt zunächst, so wie bei dem Mann neben Jesus am Kreuz, wenn unsere irdische Lebenszeit zu Ende ist. Aber nicht erst dann: Gott hat immer das letzte Wort – auch in unserem alltäglichen Leid. In jedem Schmerz können wir eine kleine Auferstehung feiern, wenn wir uns das Wort Jesu, das Wort Gottes zusagen lassen: *„Noch heute wirst du bei mir im Paradiese sein.“* Denn das Reich Gottes findet nicht erst im Jenseits statt: Es ist hier und heute mitten unter uns!

Damit Sie ein wenig besser verstehen, was ich damit meine: Für mich findet so eine alltägliche Auferstehung statt, wenn ein Kranker wieder gesund wird, aber auch wenn jemand, der unheilbar krank ist, dennoch den Lebensmut nicht verliert und friedlich sterben kann. Sie findet statt, wenn Menschen sich nach einem Streit wieder versöhnen, wenn sich in einer ausweglosen Situation neue Perspektiven zeigen, wenn Leid durch Liebe gemildert wird usw.

O GOTT

Aber nicht nur das Leid nimmt Jesus auf sich, sondern auch die Schuld - er wird ja wie ein Verbrecher hingerichtet. Hier könnten wir den gleichen Gedankengang noch einmal entfalten: In Jesus stellt sich Gott auf die Seite der Schuldigen - die Zöllner und die Ehebrecherin sind nur zwei Beispiele. Er nimmt sie in Schutz vor den scheinbar so Gerechten. Er vergibt ihre Schuld und fordert uns auf, immer wieder zu vergeben. Auch hier bleibt er nicht außen vor, sondern lässt sich als Verbrecher ansehen und aburteilen.

Daraus ergibt sich: Gott ist auch unter den Schuldigen zu finden; er ist auch gegenwärtig, wo Böses geschieht. Auch hier hat er, ist er das letzte Wort. Seine Antwort auf das Böse in der Welt heißt nicht: ausrotten, wie wir es oft gerne hätten (Vorsicht! Es könnte auch uns selbst treffen): *„So wahr ich lebe - Spruch Gottes, des Herrn -, ich habe kein Gefallen am Tod des Schuldigen, sondern daran, dass er auf seinem Weg umkehrt und am Leben bleibt“* (Ez 33,11a) lesen wir schon im AT. Jesus treibt es auf die Spitze: Lieber sterbe ich selbst, als dass die Menschen an ihrer Schuld zerbrechen.

Das bedeutet: Wenn wir daran leiden, dass wir selbst schuldig geworden sind und uns Vorwürfe machen, nicht genug getan zu haben, z.B. für einen geliebten Menschen, müssen wir daran nicht verzweifeln. *„Denn wenn das Herz uns auch verurteilt - Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles.“* (1 Joh 3,20). Wenn wir aber darunter leiden müssen, dass andere schuldig geworden sind - auch an uns -, können wir darauf vertrauen, dass Gott auch hier gegenwärtig ist und neues Leben ermöglichen kann: *„Durch seine Wunden sind wir geheilt“* (Jes 53,5b).

So gibt uns Gott durch sein menschengewordenes Wort tatsächlich eine Antwort auf unsere drängendsten Fragen, den Fragen nach Leid und Schuld. Und so dürfen wir uns tatsächlich als Erlöste begreifen und im Vertrauen darauf singen: *„Befreit sind wir von Angst und Not, das Leben hat besiegt den Tod, der Herr ist auferstanden!“*¹⁰

© Pfr. Walter Mückstein

¹⁰ Osterlied „Nun freue dich, du Christenheit“, 1. Strophe – GOTTESLOB Mainz Nr. 817

5. Praktizierter Glaube: Mit Gott unter den Menschen sein

Der letzte Vortrag dieser Reihe greift die Frage auf: Welche Auswirkungen hat unser Glaube auf das alltägliche Leben? Wer ist ein „praktizierender Christ“ / eine „praktizierende Christin“? Wer jeden Sonntag in die Kirche geht? Wer nach christlichen Wertvorstellungen und Geboten lebt - mit oder ohne Kirche? Was unterscheidet praktizierende Christenmenschen von anderen „anständigen“ Leuten – ob diese nun an einen Gott glauben oder nicht? Und wie können wir heute unseren Glauben leben, bezeugen, weitergeben in unserer Gesellschaft, die sich für Gott und uns Christen nicht mehr sehr interessiert - es sei denn, wir produzieren schlagzeilenträchtige Skandale oder man kann sich über den Papst aufregen.

Wir sind in den vorherigen Impulsen Kernfragen unseres Glaubens nachgegangen. Wir haben in den Blick genommen, wer Gott für uns ist, was Leben und Botschaft Jesu Christi für uns bedeuten. Und ich hoffe sehr, dass all das Ihnen geholfen hat, Ihren Glauben, Ihre Beziehung zu Gott aufzufrischen oder zu vertiefen. Aber was fangen wir jetzt damit an? Was bedeutet das für unseren Alltag?

Aus zwei Blickwinkeln möchte ich hier nach Antworten auf diese Fragen suchen.

Einen ersten Zugang finde ich in der folgenden Erzählung aus dem Johannes-Evangelium: *Damals, nach Ostern, „offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias, und er offenbarte sich in folgender Weise.*

Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus (Zwilling), Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen.

Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.

Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.

Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.

Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr keinen Fisch zu essen?

Sie antworteten ihm: Nein.

Er aber sagte zu ihnen:

Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas finden.

Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es.

Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr!

Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See.

Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot

- sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen - und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her.

Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen.

Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt!

Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land.

Es war mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht.

Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und esst! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu befragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war.

Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch.“ (Joh 21,1-13)

O GOTT

Die Jünger haben drei Jahre mit Jesus gelebt, hautnah erfahren, was er gesagt und getan hat; sie haben miterleben müssen, wie er umgebracht wurde und waren Zeugen seiner Auferstehung. Und dennoch stehen sie etwas ratlos und unbeholfen am See herum. Sie sind wieder in ihrem Alltag als Fischer angekommen und fragen sich wie wir: Und jetzt? Petrus sagt: „*Ich gehe fischen.*“ Das hat er gelernt, das kann er, was soll er auch sonst machen. Und die anderen schließen sich an: Na gut, wir kommen mit. Was jetzt kommt, ist eigentlich Routine, aber es funktioniert nicht: „*Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.*“ Ein solcher Satz ist bei Johannes keine Zeitangabe, hier wird ein Zustand beschrieben: Nacht, Dunkelheit, Orientierungslosigkeit, kein Durchblick, keine klare Richtung. Da kommt nichts dabei heraus, da ist der Frust vorprogrammiert.

Was hier beschrieben wird, ist ein Zustand, den wir vielleicht ganz persönlich kennen; es ist vielleicht aber auch der Zustand der Gemeinde, für Johannes sein Evangelium schreibt. Und ich finde uns selbst darin wieder, zumindest Schlaglichter auf Stimmungen innerhalb der Kirche und im Verhältnis der Kirche zur Welt. Wir mühen uns ab - aber können wir wirklich etwas bewegen? Und ich vermute, dass durch die Jahrhunderte der Kirchengeschichte hindurch Christen zu jeder Zeit sich darin wiederfinden konnten. Das ist die eine Seite der Medaille.

Aber die Erzählung geht noch weiter: „*Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.*“ Auch das ist nicht nur eine Uhrzeit. Da fängt etwas an, sich aufzuhellen. Jesus steht am Ufer - er ist nicht bei ihnen im Boot - aber sie erkennen ihn nicht. Sie können ihm nichts anbieten, aber sie tun immerhin, was er ihnen vorschlägt. Sie versuchen es noch einmal mit dem Fischen und haben Erfolg. Langsam dämmt es ihnen, was hier abgeht. Und mit den Augen des Herzens erkennt der Lieblingsjünger: Es ist Jesus, der Herr. Sie bringen von den vielen Fischen, die sie auf sein Wort hin gefangen haben. Das Feuer, die Glut, wodurch die Fische erst schmackhaft und genießbar werden, hat Jesus angezündet, sie machen es nicht selbst. Und das ist die andere Seite der Medaille: In der Morgendämmerung, dort wo die Nacht allmählich zum Tag wird, ist Jesus plötzlich da, unscheinbar und unerkannt. „*Und das Licht leuchtet in der Finsternis*“ (Joh 1,5) haben wir in Impuls 4 schon gehört - hier taucht diese Zusage wieder auf. Und ich kann nicht umhin, in der Glut des Feuers, auf dem sie ihre Fische braten, ein Zeichen für den Heiligen Geist zu sehen. Erst in der Kraft dieses Geistes, den Jesus für die Jünger und für uns bereithält, werden die Früchte ihrer / unserer Arbeit brauchbar und genießbar.

Und so finden wir in dieser Geschichte schon eine Menge Hinweise für unser Leben und unser Profil als Christinnen und Christen:

Christsein spielt sich - auch und gerade nach intensiven Glaubenserfahrungen - im banalen Alltag ab, wo wir unseren alltäglichen Geschäften und Verrichtungen nachgehen. Aber wir tun es im Blick und im Vertrauen auf Jesus, der immer mit dabei ist - mal unerkannt, mal mit den liebevollen Augen des Herzens erahnt oder erkannt. Aus dieser Beziehung heraus wird unser Handeln fruchtbar; und es wird noch einmal verwandelt durch den Geist, der immer schon für uns bereit ist. Dabei ist keiner der Jünger für sich allein. Gemeinsam brechen sie auf; zusammen erleben sie den Frust; miteinander ziehen sie die schweren Netze aus dem Wasser. Einer ergreift die Initiative zum Handeln, ein anderer erkennt Jesus am Ufer. Christsein gelingt nur in Gemeinschaft. Auch in diesem Sinne ist die Geschichte ein Bild für die Kirche im Großen und christliche Gemeinde vor Ort.

Einen zweiten Zugang zu unserer Frage nach dem praktizierten Christsein finde ich im 1. Petrusbrief (3,15-16). Dort heißt es: „... *heilig vielmehr in eurem Herzen Christus, den Herrn! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt; antwortet aber bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen, damit jene, die euren rechtschaffenen Lebenswandel in Christus in schlechten Ruf bringen, wegen ihrer Verleumdungen beschämt werden.*“

O GOTT

Das wurde Christen gesagt, die von ihrem Umfeld verachtet, angegriffen, ja verfolgt wurden. Unser Umfeld begegnet uns nicht mit Gewalt. Aber wir werden als Christen übersehen, belächelt, nicht ernst genommen, in die Bedeutungslosigkeit abgeschoben. Auch das kann auf Dauer mürbe machen, und wir können den Mut verlieren. Hat es da noch einen Sinn, zu seinem Glauben zu stehen, ihn gar zu bezeugen?

An dieser Stelle möchte ich einmal kurz über unseren Kirchturm hinaus blicken auf die Kirche in Frankreich. Dort ist die Säkularisierung, die Entkirchlichung und Verweltlichung der Gesellschaft noch weiter fortgeschritten als bei uns. Und so haben die dortigen Bischöfe schon vor Jahren ihren Gemeinden einen langen Brief geschrieben und damit einen interessanten Prozess angestoßen: „Proposer la foi“ heißt die Parole, „Den Glauben anbieten, vorschlagen in der modernen Gesellschaft.“ In diesem Brief schreiben die Bischöfe sinngemäß: Wir brauchen uns nicht zu verstecken, wir haben etwas anzubieten, worum andere uns beneiden. Wir finden in unserem Glauben, was andere mühsam suchen, wofür sie manchmal teuer bezahlen und es doch nicht finden. Wir müssen unseren Glauben nicht anpreisen wie Sauerbier; dazu ist er zu wertvoll. Aber wir können davon sprechen, was uns leben lässt: Zeugnis geben von der Hoffnung, die uns erfüllt.

Ich finde darin ein erfrischend gesundes Selbstbewusstsein, das auch uns gut tun würde. Auf diesem Hintergrund fordern die Bischöfe dazu auf, mit einigen Verhaltensmustern Schluss zu machen, die ohnedies nicht weiterhelfen: zu jammern und vergangenen Zeiten nachzutrauern; die Schuld für die Misere bei allen möglichen anderen zu suchen und jedenfalls einen Sündenbock zu brauchen; die Frohe Botschaft auf moralische Anweisungen zu beschränken und dabei zu übersehen, welche Freiheit darin liegt. Soweit der Ausflug über die Grenze.

Wenn wir aber reden wollen *von der Hoffnung, die uns erfüllt*, müssen wir uns natürlich zuerst selbst darüber klar werden. Vielleicht haben die Vorträge 1 bis 4 dazu beigetragen. Es gibt keine allgemeingültige Definition, aber das macht die Sache ja gerade spannend und interessant. Für mich kann ich sagen: Meine Hoffnung gründet sich darauf, dass ich an einen Gott glaube, der sich nicht zu schade ist, sein Leben mit mir / mit uns zu teilen, der mich annimmt, so wie ich bin und der eine Zukunft für mich hat, die stärker ist als der Tod.

Mit dieser Hoffnung - wie immer sie persönlich gedeutet und empfunden wird - müssten wir doch eigentlich ein leichtes Spiel haben in dieser Welt. Die Menschen müssten spüren: Ja es lohnt sich, Christ zu sein. Die Wahrnehmung ist aber eine andere. Da muss ich gar nicht Nietzsche bemühen, der gefordert hat, die Christen sollten erlöster aussehen. Ich erinnere mich noch gut an manche Gespräche mit Klassenkameraden, die mich heftig dafür bedauert haben, dass ich katholisch sei und es deswegen doch sehr schwer habe. Christ sein im Allgemeinen und katholisch sein im Besonderen musste in ihren Augen wohl etwas sehr Mühsames und Anstrengendes sein! Empfinden Sie das so? Ich hoffe nicht. Wir glauben doch an einen lebensfrohen Gott, und Jesus hat sich ausdrücklich angeboten, alle Last von unseren Schultern zu nehmen. Ich jedenfalls wünsche mir, dass diese Leichtigkeit des Glaubens deutlicher rüberkommt, wenn wir mit Gott unter die Menschen gehen.

Zum Schluss möchte ich noch einmal die eingangs gestellten Fragen aufgreifen und auf dem Hintergrund des eben Gesagten einige thesenartige Antworten versuchen. Was also zeichnet uns Christen aus, was ist praktiziertes Christentum?

Christen sind keine uniforme Massenware; jede und jeder Einzelne ist von Gott beim Namen gerufen (vgl. Jes 43,1), darf und soll ein ganz individuelles Profil entwickeln. In der Vielfalt spiegelt sich die Größe Gottes. Lebendige Kirche ist auf die unterschiedlichsten Begabungen angewiesen (vgl. 1 Kor 12) - auch wenn das oft zu Spannungen in den Gemeinden oder mit der sogenannten Amtskirche führt.

Christen suchen und gestalten Gemeinschaft untereinander. Losgelöst von Kirche ist Christsein auf Dauer nicht möglich.

O GOTT

Das schließt die gemeinsame Feier des Sonntags im Gottesdienst mit ein. Wie können wir Gott unter den Menschen bezeugen, wenn wir nicht untereinander und mit ihm in lebendiger Beziehung stehen?

Nach außen, in ihrem gesellschaftlichen Engagement sind Christen JA-Sager: sie sagen JA zu politischem, gesellschaftlichem und sozialem Engagement. Sie sagen JA zum Leben mit allen Facetten und treten entschieden dafür ein.

Gerade darum sind Christen aber auch NEIN-Sager! Sie sagen ein konsequentes NEIN zu allem, was dem Leben entgegensteht. Sie sagen NEIN zu allem, was die Würde des Menschen bedroht. Sie sagen NEIN, wo Gottes Schöpfung zerstört wird.

All das ist getragen von unserem Glauben an den, von dem wir unseren Namen ableiten: Jesus Christus. Wir verstehen uns wie er als Gesalbte, das heißt als Menschen, die mit Gottes Geist erfüllt sind. In der Kraft dieses Geistes stehen wir mitten im Leben; von diesem Geist bewegt sind wir mit Gott unter allen Menschen.

© Pfr. Walter Mückstein

